



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n .

Scheiterung der Censurpetition. — Bauernfeld in Paris. — Graf Chotel. — Baron Zedlitz. — Der alte Magister. — Der Stephansthurm wieder bedroht. — Das Damenbad und der blinde Wassermann. — Eine Hexe arretirt. — Strenge's Commando und fahrende Aristokraten.

In Betreff der Censurreform, wie sie nach mancherlei Anzeichen zu erwarten stand, will man jetzt wissen, daß vor der Hand „Alles hübsch beim Alten bleiben werde.“ Wir könnten und wollen diesem Gerüchte, das in den hiesigen literarischen Kreisen allgemein cursirt, so lange keinen Glauben beilegen, bis nicht offizielle Thatsachen über diese wichtige Angelegenheit vorliegen, was bis jetzt noch nicht der Fall ist. Man kann kaum annehmen, daß, nachdem selbst ein Staatsminister mit eigenem Munde das Geständniß abgelegt hat, die Censur werde in einer dem Geiste der bestehenden Pressgesetze, den Absichten des Monarchen ganz entgegengesetzten Weise gehandhabt, diese den Gesinnungen des Staatsoberhauptes und dem Buchstaben des Gesetzes widerstrebende Geistesbevormundung, welche überdem ganz ungleich ausgeübt wird und bloß den deutschen Theil der Bevölkerung so unverhältnißmäßig drückt, fürderhin noch fortbestehen könne, ohne der öffentlichen Meinung im Angesichte Deutschlands und der gesammten gebildeten Welt auf eine raffinierte Art Hohn zu sprechen. In diesem allerdings höchst unwahrscheinlichen Falle soll man gesonnen sein, die von den hiesigen Schriftstellern eingereichte Petition sammt den Belegstücken, welche einen sehr interessanten Einblick in die Art und Weise, wie bisher bei uns der Nothstift geführt worden, gestatten, dem Druck zu übergeben, damit das Publicum einmal erfahre, aus Thatsachen erfahre, was hier gestrichen wird. Ein Heft von Lewalds sonst so zahmer Europa brachte unlängst einen scharfen Artikel über die hiesigen Censurverhältnisse und wurde deshalb nicht ausgegeben. Wahrscheinlich wollte sich dieses Journal dadurch von dem ihm mit vollem Recht gemachten Vorwurf gesinnungsloser Geschmeidigkeit rein waschen und durch eine oppositionelle Heldenthat seinen Glanz etwas

auffrischen, der nachgerade selbst in den Augen der österreichischen Leser zu erblinden anfängt.

Bauernfeld, der den regsten Antheil genommen bei der Presspetition, befindet sich jetzt in Paris. Seine Briefe von dorthier sind in einem dithyrambischen Geist des Entzückens und der Betäubung abgefaßt; der majestätische Strom eines freien Volkslebens, wie er die Straßen der französischen Hauptstadt durchflutet, wirkt gar mächtig auf seinen empfänglichen Geist, dem eben nichts anderes gefehlt zu haben scheint, als ein solcher Schauplatz, eine bewegte Gesellschaft, um Ungewöhnliches zu schaffen und zu erstreben. Das Schicksal, das ihn in das „Capua der Geister“, wie Grillparzer seine Vaterstadt nennt, geschleudert, hat ihm zwar die Entwicklung rauben können, aber nicht die angeborene Empfänglichkeit, den offenen Sinn für die Erscheinung eines großartigen politischen Lebens. Er rühmt die Aufmerksamkeit und die Artigkeit der Franzosen, mit welchen er bis jetzt in Berührung gekommen und erzählt mit besonderem Behagen das gefällige Benehmen des Kammerpräsidenten, an welchen er gleich bei seiner Ankunft geschrieben, um sich eine Karte auf die Gallerie des Saales im Palast Bourbon zu erbitten und der ihm einige Stunden später in dem Hotel seine Visite machte, wobei er ihm die gewünschte Eintrittskarte zustellte.

Nun soll auch endlich die schon über ein Jahr lang unbefest gehaltene Stelle eines Obersthofmeisters Seiner Majestät des Kaisers besetzt werden, welche durch den Tod des Fürsten Colloredo erledigt worden. Nachdem man diesen Posten vorerst dem österr. Botschafter am französischen Hofe, dem Grafen Appany, zugebracht hatte, wird jetzt Graf Chotek, der frühere Oberstburggraf von Böhmen, als der muthmaßliche Candidat genannt, was allein hinreichen würde, die Gerüchte über die schiefe Stellung dieses Staatsmannes zum Hofe, die Anfangs Glauben fanden, vollends zu beseitigen. Der genannte Posten ist übrigens blos ein Ehrenamt, da mit demselben nicht mehr als 5000 Fl. C.-M. Gehalt verbunden ist, doch nimmt derselbe den ersten Rang unter den Hofchargen ein, und der mit ihm Vertraute ist zugleich oberster Chef aller kaiserlichen Leibgarden.

Eine diplomatische Neuigkeit, die hier zu mancherlei Bemerkungen führt, ist die Ernennung des bekannten Dichters Baron Zedlitz, der eine Anstellung in der Staatskanzlei besitzt, zum herzogl. nassauischen Geschäftsträger mit 3000 Gulden Besoldung. Zedlitz ist bereits nach dem Badeort Ischl abgereist, um dem dort verweilenden Herzoge seine Aufwartung zu machen. Vordem war Ritter von Ostini, der zugleich die Angelegenheiten des Herzogs von Lucca hier besorgt, Geschäftsträger des Herzogs von Nassau. Da indeß dieser Diplomat zu seinem Vortheil allzu diplomatisch verfuhr, so wurde ihm das bisher geschenkte Vertrauen entzogen. Baron Zedlitz, einst sehr begütert, hat

durch den Tod seiner Gattin, einer ungarischen Edelfrau, nach den dortigen Erbschaftsgesetzen, welche den Nachlaß der Frau in einer kinderlosen Ehe nicht dem Manne, sondern den Verwandten der Gestorbenen zusprechen, sein Vermögen verloren und in Folge einer Ehrensache hat er auch seine Rittmeistersstelle in einem österreichischen Dragonerregimente niedergelegt. Der Staatskanzler nahm den Dichter und Ehrenrittmester später in seine Privatstaatskanzlei, denn es theilt sich die hiesige Staatskanzlei in eine kaiserliche und in eine Privatstaatskanzlei, wo er einen Gehalt von 4000 Gulden genießt. Diese angenehme und lucrative Stellung ist Baron Zedlitz keineswegs gesonnen dem diplomatischen Posten zu opfern, womit ihn Se. Hoheit bekleidet und so ereignet sich hier der gewiß anomale Fall, daß ein Beamter der österreichischen Staatskanzlei zu gleicher Zeit in Diensten eines andern deutschen Souverains steht. Aus diesem Grunde könnte Herrn Zedlitz auch nicht die Prærogative seines diplomatischen Amtes zugestanden werden, dessen Geschäfte er wohl besorgen, aber dessen äußerliche Ehrenzeichen (?) er nicht tragen darf.

Die Wirksamkeit des neuen Chefs des Hofburgtheaters fängt bereits an bemerkbar zu werden. So war unlängst ein neues Stück auf dem Repertoire angesetzt: „Der alte Magister“ von Venedig und durch mehre Proben zur Aufführung reif, als plötzlich Graf Dietrichstein die Darstellung suspendirte, indem die Novität dem Gebiet der niederen Komik angehöre und der Bühne der Hofburg sowie den darstellenden Kräften in keiner Weise angemessen sei.*)

Seit einigen Tagen sehen wir den Stephansthurm wieder mit einem Brettergerüste umgeben, indem sich immer deutlicher die dringende Nothwendigkeit einer Reparatur herausstellt, und das Leben der Vorübergehenden gefährdet scheint. Der Hofbauwath Sprenger, der ohnedem der Feinde nicht wenige zählt, ist der Gegenstand heftiger Angriffe geworden, in Folge des von ihm vorgeschlagenen und verfochtenen Projectes, die neun Klaster der Thurmspitze nicht mehr aus Stein, sondern aus Eisen zu ergänzen, womit er denn auch trotz vielfältiger Einsprache durchdrang. Gegenwärtig treten schon die Nachwehen dieses, wie es scheint mehr blendenden, als soliden Gedankens drohend hervor, denn die Sonnenhitze dehnt dies in dem alten, mürben Gestein des Thurmes mit Blei eingelassene Eisen aus und sprengt dadurch die

*) Ein Privatbrief erzählt uns die Sache folgender Gestalt. Das erwähnte Lustspiel ist schon seit mehreren Monaten durch Hindernisse aller Art immer verschoben worden. Mittlerweile wurde Graf Dietrichstein Chef des Hofburgtheaters, und da er es als eine Ehrensache betrachtete, mit einem classischen Stück seine Wirksamkeit zu beginnen, so wollte er nicht, daß dies gerade die erste Novität sein solle, die unter seiner Leitung gegeben werde. „Der alte Magister“ ist daher nicht beseitigt, sondern nur für einige Zeit angesetzt worden.
D. Red.

ohne dem verwitterte Masse, welche auf die Straße herabbröckelt und dem gußeisernen Gerippe jede feste Basis entzieht. Vergebens bewiesen zur Zeit, als die Baufrage verhandelt ward, mehrere tüchtige Architekten aus physikalischen Gründen, daß eine Verbindung des Eisens mit Stein in solcher Höhe unstatthaft sei, indem die Einflüsse der Atmosphäre allzu bedeutend seien, um nicht in Bälde eine Auflösung dieser beiden Materialien durch einander zu bewirken. Da Kälte das Eisen zusammenzieht und Wärme es ausdehnt, so entsteht dadurch eine Rüttlung und Lockerung im Steinwerk selbst, das der Dauerhaftigkeit desselben unmöglich zuträglich sein kann. Obschon die Censurbehörde den Abdruck eines gegen das vom Hofbaurath Sprenger in Vorschlag gebrachte Project gerichteten Aufsatzes von einem Sachverständigen in der Wiener Zeitung gestattete, so blieben doch die Schritte der erwähnten Baumeister beim Erzherzog Ludwig und dem Staatsminister Graf Kolowrat ohne Folge, weil diese sich dahin aussprachen, daß sie in einer rein technischen Angelegenheit keine Stimme haben könnten, und die Sache jenen Ausgang nehmen müsse, welchen die Baucommission für den zweckmäßigsten finde.

Da gerade vom Bauwesen die Rede, so muß ich wohl auch eines Bauwerks Erwähnung thun, das ich so lange nicht berührte, als es noch Project und seine Ausführung nicht gesichert war, nun aber, da es bereits in Ausführung begriffen ist, zur Sprache bringen muß. Sie kennen ohne Zweifel den Prachtbau des sogenannten Damenbads in der Leopoldstadt, das von dem württembergischen Architekten Egel entworfen und ausgeführt wurde. Anfangs standen die Actien sehr schlecht, und viele von den Actionären leisteten keine Zahlungen mehr und opferten lieber die bisher eingeschossenen Summen auf; doch bloß zu ihrem großen Nachtheil, indem das Bad jetzt seinen Begründern 6 Procente abwirft und der Gewinnst wahrscheinlich noch steigen wird, wenn nicht die Concurrnz diese Zukunftshoffnungen wieder zerstören sollte. Dies scheint jetzt freilich der Fall zu sein, da eine zweite Actiengesellschaft zusammengetreten ist, die auf einem dem Besitzer des Sophienbades abgekauften Grundstück ein zwar kleineres, aber durch kluge Benutzung aller Umstände mehr auf Ertrag berechnetes Bad, das zugleich Schwimmschule sein wird, erbauen läßt. Der Plan rührt von den jungen, aber tüchtigen Architekten Siccardsburg und Van der Nüll her und basirt sich ganz und gar auf die mit der Damenbadeanstalt gemachten Erfahrungen. Dieser Anstalt thut es keinen geringen Eintrag, daß sie die strenge Jahreszeit hindurch gehemmt bleiben muß, weil die Frequenz nicht so bedeutend ist, um die für das Becken der Schwimmschule erforderliche Quantität Wasser mittelst eines großartigen Heizapparats zu erwärmen, wie es eigentlich in der Absicht des Bauentwurfs und der hergestellten Einrichtungen gelegen. Aus dieser Wahrnehmung hat die neue Gesellschaft alsbald die Warnung abge-

leitet, nicht ebenfalls eine Anstalt zu errichten, deren Nutzung sich lediglich auf die wärmere Jahreszeit beschränkt, und so haben denn die genannten Baumeister ihren Entwurf so abgefaßt, daß der Baderaum im Winter in einen Concert- und Ballsaal umgeschaffen werden kann, wodurch auch für diese Periode die Möglichkeit der lukrativsten Benutzung geboten ist.

Merkwürdig ist auch die Persönlichkeit desjenigen, der die Leitung dieses Unternehmens in der Folge übernehmen wird. Herr Morawek, von Geburt ein Mähre, und seines Handwerks ein Tuchappreteur, ist ein zweiter Priestnitz und wie dieser lediglich Autodidakt, nur erstreckt sich seine Thätigkeit nicht blos auf die Kaltwasserkur, sondern auch und ganz vorzugsweise auf das russische Dampfbad, das unsern Sitten und unsern Meinungen so sehr widerstrebt und mittelst dessen er gleichwohl schon die wunderbarsten Heilungen bewerkstelligt hat. Das Bewunderungswerthe aber bleibt gewiß der Umstand, daß der Leiter dieser großartigen Anstalt, welche ihrem Eigenthümer einen jährlichen Gewinn von 18,000 Gulden abwirft, blind ist. Er kann die Kranken, über deren Zustand er sich belehren soll, nicht einmal sehen und die Wahrheit ihrer Aussagen durch scharfen Blick kontrolliren, weshalb er mir jedenfalls eine noch merkwürdigere Erscheinung scheint, als der Wasserarzt in Gräfenberg, der im Besiz dieses unschätzbaren Vortheils ist.

In den untern Schichten der Bevölkerung und wohl auch zum Theil in den mittlern Ständen macht jetzt die Prophezeiung eines alten Zigeunerweibs großes Aufsehen, und jagt nicht Wenigen grause Befürchtungen ein. Die Hexe verkündete für den nächsten Monat in Folge der enormen Hitze eine pestartige Seuche, welche das Land verheeren würde. Die durch diese Weissagung hervorgerufene Aufregung veranlaßte die Behörde gegen die Kassandra polizeilich einzuschreiten, und diese wurde denn auch gefangengesetzt, um der leichtgläubigen Menge nicht ganz den Kopf zu verdrehen.

Der neue commandirende General von Niederösterreich, Erzherzog Albrecht, erwirbt sich mit jedem Tage mehr die allgemeine Liebe durch die Strenge, womit er auf der Vollziehung der bestehenden Vorschriften hält, von welchen sich manche aus der höhern Aristokratie zu dispensiren streben. Unlängst fuhr der ungarische Graf Bethlen, der ein Hofamt bekleidet, in Gesellschaft mehrerer Damen im schärfsten Trab über eine Brücke im Park des Lustschlosses von Schönbrunn, über die nicht anders, als im langsamen Schritt gefahren werden soll. Die Wache an der Brücke rief dem gräflichen Kossaken zu, langsam zu fahren, worauf aber dieser gar nicht achtete, sondern unbeirrt fortjagte, bis endlich die zweite Wache am andern Ende der Brücke vorsprang, das Gewehr anschlug und die Pferde niederzuschießen drohte, sobald der Wagen nicht sogleich stille halte. Der Graf mußte ab-

steigen und ward auf die Wachtstube gebracht, von wo er erst nach eingeholtem Befehl losgelassen wurde. Am andern Tag erschien ein Generalsbefehl, der der ganzen Garnison vorgelesen wurde und in dem das Betragen der beiden Soldaten vom Jägerbataillon, die an der Brücke geschildert, verdienter Maaßen belobt und allen Uebrigen als Muster in ähnlichen Fällen aufgestellt ward.

II.

Aus Berlin.

Der Geburtsdag von des große Welkerjick. — Tzstein und Hecker. — Das Abenteuerliche des Bankprojects Bülow-Cummerow's. — Die österreichische Nationalbank und die königl. preuß. Bank. — Die Seehandlung. — Der König in Königsberg. — Inseratencensur.

Die Statuen Blücher's, Scharnhorst's und Bülow's auf dem Spornplaz sind heute, am 18. Juni, mit Eichenlaub bekränzt. Wir feiern heute das Gedächtniß des berühmten Friedens, dem wir alle die Segnungen verdanken, welche uns jetzt beglücken: Einheit Deutschlands! Handelsfreiheit! Verfassung! u. s. f. Die Leute auf dem Spornplaz sehen einander an und fragen einander, was die Kränze bedeuten. „Es is der Geburtsdag von des große Welkerjick,“ sagte ein Ecksteher zum andern. „Welkerjick, wat is'n det?“ versetzte dieser. „Nu seh' mal,“ versetzte der erstere, „det is, als wenn Gener 'n Achtel von des große Loos jewinnen duht; er kann nisch derwor. Als wie zum Exempel Nutschberje in Dierjarten, zoologische Jarten, à 4 Groschen de lumpichte Perschon, Corsus, Verein vor die arbeitende Klassen, wo nisch nich drauß weren kann, daß in Dierjarten de Damens nich von' Tabak incomedit werden derfen, daß an Sonndag keene Ladens uff sinn, man blos de Victualienladens ausjenommen, Schandarmetrie, Bettelvojte un daß de Polezei vor allens sorjt un unser Genen nich in seine Birtjruhe steeren laaft.“ — Ja wohl, die Wege der polizeilichen Vorsehung sind unerforschlich. Selbst hier an der Quelle ist es noch immer unmöglich, über die Ursachen der Tzstein-Hecker'schen Begebenheit irgend etwas auch nur einigermaaßen Annehmbares zu erfahren. Allgemein scheint hier angenommen zu werden, daß die Sache aus einer Uebereilung, einem Mangel an Berechnung der Folgen hervorgegangen sei, und das Publicum ist nur gespannt darauf, wie man versuchen werde, die Charte auszuweken; denn Niemand mag sich verbergen, daß es sich dieses Mal um etwas mehr handelt, als um eine persönliche Angelegenheit. Daß irgend eine Art Chargenwechsel eintreten müsse, daran scheint Niemand zu zweifeln.

Die Besprechung des Bülow-Cummerow'schen Bankprojects ist über das Alles so ziemlich in den Hintergrund gedrängt. Ich kann aber doch nicht umhin, Ihnen ein Wort darüber zu sagen. Ich glaubte bis-

her, daß die Sache noch als Geheimniß behandelt werden sollte: die diese Angelegenheit betreffende Druckschrift des Antragstellers ist nämlich nur als Manuscript an die betreffenden Behörden vertheilt worden, beider freilich auch in Privathände gelangt. Nun aber sehe ich, daß die Börsennachrichten der Ostsee bereits eine Kritik dieser Druckschrift und zugleich der ebenfalls als Manuscript gedruckten kleinen Schrift über Banken von Wilh. Beer bringen. Man kann also unbedenklich über die Sache reden. Unter all dem Abenteuerlichen, das wir hier in letzter Zeit erlebt haben, scheint mir der Bülow-Cummerow'sche Antrag das Abenteuerlichste; ich sage hier nicht, das Project (über das aber auch viel zu sagen wäre), sondern, der Antrag. Denn es ist ein Antrag, der, mit Hoffnung auf Genehmigung — und ohne solche Hoffnung wäre er doch wohl nicht gestellt worden — nur in dem guten Glauben gestellt werden konnte, daß bei Gott und bei einer Regierung alle Dinge möglich sind, auch die nach gemeinem Menschenverstand unmöglichen. Nach gemeinem Menschenverstand nämlich sollte man es für unmöglich halten, daß ein absolut monarchischer Staat ein bereits bestehendes, wohlorganisirtes Staatsinstitut, das aller irgend erforderlichen Vervollkommnung fähig ist, wie die königliche Bank, aufopfern sollte, um an dessen Stelle ein Privatinstitut treten zu lassen. Man könnte einwenden, daß das Bestehen von Privatbanken in wirklich absolut monarchischen Staaten eine Instanz gegen diese Behauptung bilde, und würde in diesem Falle besonders auf Oesterreich hinweisen. Allein es würde nicht schwer sein, darzuthun, daß diese den sonstigen Grundsätzen der Verwaltung absolut monarchischer Staaten im Wesen widerstreitende Einrichtung nur einem Nothzustande, den die Staatskraft allein nicht zu bewältigen vermochte, ihren Ursprung verdankt. Ein Anderes aber ist es, ein wenn auch nicht ganz angemessenes Verhältniß deshalb zuzulassen, weil man die damit verbundenen Vortheile sonst nicht zu erreichen weiß, und ein anderes, dieses nicht angemessene Verhältniß geflissentlich und ohne Noth herbeizuführen, nachdem das Fundament eines weit angemesseneren bereits seit langer Zeit gelegt ist. Wenn es sich nachweisen ließe, daß eine Privatbank dem Handelsverkehre einige Vortheile gewährte, welche von einer Staatsanstalt nicht erwartet werden könnten, so ist doch kein Zweifel, daß diese Vortheile aufgehoben würden, erstlich durch die strenge Controlle, welche sich der Staat nothwendig vorbehalten müßte, und sodann durch den unvermeidlichen Umstand, daß die Privatunternehmer das Institut zu ihrem Privatnutzen auszubenten suchen müssen. Da nun in Preußen ein Staatsinstitut bereits besteht, das, um den jetzigen Anforderungen besser zu entsprechen als bisher, vielleicht nur auf die Unterlage einer geräumigeren Wirksamkeit gestellt und mit der Freiheit, Noten auszugeben, wieder ausgestattet zu werden brauchte, so müßte der Staat, um dieses Institut einem

Privatinstitut Preis zu geben oder, richtiger gesagt, aufzuopfern, sich erst weiß machen lassen, daß das bestehende Institut durch die Einführung des neuen nicht leiden und sodann, daß dieses neue Institut auf zauberische Weise Erfolge herbeiführen würde, welche durch eine Reorganisation des alten nicht zu erreichen sein würden. — Der chimärischen Hoffnung, daß die Regierung sich endlich genöthigt glauben könnte, auf dieses Project einzugehen, kommt vielleicht nur der einzige Umstand zu Statten, daß die Abneigung gegen Schutzzölle, welche sich bisher bei der preussischen Regierung gezeigt hat, und deren Fortdauer der Handelsstand noch immer fürchtet, von der Presse als Ausfluß eines bürokratischen Ties dargestellt wird, dem man auf diesem Gebiete den Namen „Fiscalsystem“ gegeben hat. Gelingt es, die Aufrechterhaltung der königl. Bank als ebenfalls einen Theil dieses sogenannten Fiscalsystems dem Publicum verhaßt zu machen, so werden daraus für sie dieselben, einem Geldinstitute immer höchst nachtheiligen Antipathien der Geschäftswelt entspringen, welche sich gegen die Seehandlung in so weitem Umfange entwickelt haben. Der Bericht über die Verhältnisse der Seehandlung, welcher dem rheinischen Provinziallandtag von seinem vierten Ausschusse in der 28. Sitzung abgefaßt worden ist, scheint in der That recht eigentlich darauf abzuzielen, die Geldinstitute des Staates insgesammt als fiscalsch-organisirte, der freien Entwicklung der Kräfte und dem Gesamtwohl nachtheilige Einrichtungen zu befeinden und auf solche Weise der Aufnöthigung von Privatinstiuten Bahn zu brechen. Auch fährt die Aachener Zeitung fort, das Seehandlungsinstitut anzugreifen. Die letzten Artikel, welche sie in dieser Richtung gebracht hat (Nr. 149 und Nr. 157 d. J.) wiederholen freilich nur das alte Argument, daß Alles besser stehen würde, wenn die Regierung vom Bevormunden abließe. Diese Art der Argumentation verschiebt ganz und gar den einzig richtigen Gesichtspunkt, unter welchem die Angelegenheit zu betrachten ist. Denn wie ist es möglich, die Concurrnz irgend eines Staatsinstituts als Bevormundung zu betrachten? Macht doch diese Concurrnz todt, so seid ihr sie los! Die Paar Millionen, mit welchen die Seehandlung arbeitet und welche sie auf ein Duzend verschiedenartige Geschäftsbranchen zersplittert, sind doch wahrhaftig nicht unüberwindlich. Von fiscalschen Einrichtungen kann aber bei Instituten, wie Seehandlung und Bank, nicht die Rede sein, denen eine von der Finanzverwaltung des Staats unabhängige Stellung und Einrichtung mit aller Geflisfentlichkeit gegeben worden ist. — Was übrigens die Zeitungsnachrichten betrifft, daß die preussische Regierung auf dem bevorstehenden Zollcongruß steif und fest bei ihrem alten sogenannten Freihandelsystem, oder, wie es jetzt in den öffentlichen Blättern qualificirt wird, fiscalschen System beharren werde, so habe ich Ursache, sie für unrichtig zu halten. Das Vorgeben, als würde Herr v. Rönne nicht nur nichts

erreichen, sondern wohl gar von seiner Stellung zurücktreten müssen, scheint jedes Grundes zu entbehren. Obwohl nicht zu zweifeln ist, daß der Einfluß der Herren Beuth und Kühne noch immer groß genug ist, und daß die Herren von ihren alten Ansichten nicht weichen. Die unbedingte Herrschaft des Systems, dem sie anhängen, ist aber jedenfalls, wenn auch noch nicht gebrochen, doch beträchtlich erschüttert.

Man theilt mir einen Privatbrief aus Königsberg mit, aus welchem zu entnehmen, in welcher Weise Se. Majestät dort — wahrhaft väterlich — den Civil- und Militärbehörden den Text gelesen. Die Bürgerschaft, heißt es, gehe damit um, ein Schreiben an Se. Majestät in Betreff der gegen sie gethanen Aeußerungen zu richten.

Zum Schluß dieses Briefes kann ich noch einen komischen Fall erzählen, der einen meiner hiesigen Bekannten betroffen hat. Einem für die hiesigen Zeitungen bestimmten Inserat, welches einen nur den Eingeweihten verständlichen Scherz zwischen Privatpersonen enthält, und wörtlich lauten sollte wie folgt: (Eingefandt) „Anton, steck'n Degen bi!“, diesem Inserate hat die Censur des hiesigen Intelligenzblattes das Imprimatur verweigert — aus unbekanntem Gründen. Es geschehen auch hier wie anderwärts Dinge, von denen sich unsere Weltweisheit nichts träumen läßt.

G. F.

III.

Aus Westh.

Warum scheut man sich, über Ungarn zu schreiben? — Der Palatin. — Ein echtes Volksfest. — Die Parteien und ihre Journale. — Herr Szary und die Pesther Zeitung. — Die Deutschen in Ungarn. — Geheime Verbindungen und Denunciation. — Willmers und Seidlitz.

Sie entschuldigen wohl, daß ich trotz des schnellen Abdrucks des von mir eingesandten Berichtes eine geraume Zeit verfließen ließ, ehe ich dem ersten Briefe einen zweiten folgen lasse. Allein zum Theil scheint es uns, als werde ohnedem so viel geschrieben über das in mancher Beziehung interessante Land an der untern Donau, und auf der andern Seite sind unsere localen, sowie politischen Zustände dergestalt in der Schwebe, daß sich kaum ein fertiges, in sich abgeschlossenes Bild der hiesigen Verhältnisse bringen läßt. Es gibt vielleicht kein einziges Land in Europa, wo so viel edle und heiße Bestrebungen wie verlornes Blut in den Sand verinnen und ein ungewöhnlicher Kraftaufwand so häufig resultatlos endet. Zu dem kommt noch die fabelhafte Empfindlichkeit des hiesigen Publicums, das unter sich nicht eben auf die feinste Weise auftritt, aber dafür von den auswärtigen Sprechern einen Partesinn und eine Urbanität beansprucht, die selbst beim besten Willen nicht erlangt werden kann, ohne der Sache zu schaden, die man vertreten will und deren Erörterung von gewissen persönlich treffenden Bezügen schwer zu trennen sein dürfte. In einem Lande, das von

verschiedenen Völkern bewohnt und durch eine kräftig und siegreich einherschreitende Majorität (oder Minorität) in hitzige Aufregung versetzt ist, kann man kaum Allen gerecht werden, und darum wollen wir denn fortan blos dahin streben, die Meinung eines bedeutenden Theils der Bewohner Ungarns auszusprechen, eines Theils, dem es bis jetzt noch nicht vergönnt gewesen, in Ungarn selbst seine Stimme ertönen zu lassen und der deshalb ein natürliches Recht besitzt, sein Sprachrohr in die Ferne zu richten und durch das Echo mit der Heimath zu reden.

Der Erzherzog Palatin, der erst vor Kurzem durch den Besuch des ihm engverwandten Kronprinzen von Württemberg*) und seines geistvollen, hier überaus beliebten Sohnes, des Erzherzogs Stephan, überachtet worden, wohnte jüngst einem in seiner Art gewiß seltenen Feste bei, indem er nemlich von den Tazygern in Tazybereny, einer Grundherrschaft im freien Landbezirke der durch mancherlei Privilegien ausgezeichneten Rumanen und Tazyger, zu der Freudenfeier eingeladen wurde, welche man dort zur Verherrlichung des Tages beging, an dem die Gemeinde sich von dem ihr tief verhassten Joche des deutschen Ritterordens wieder befreit hatte. Vor hundert Jahren, zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, war Tazybereny wegen Geldmangels an den genannten Orden gegen eine nicht eben beträchtliche Summe verpfändet worden, und seit jener Zeit wollte sich nie eine günstige Gelegenheit darbieten, um die Auslösung des verpfändeten Landstrichs zu bewirken, bis endlich jetzt auf dem Wege freiwilliger Beisteuern der Betrag aufgebracht ward, der zur Loskaufung von dem dem freigearteten Tazygervölkchen so lästigen Zwangsrechten des Fremdlings erforderlich war. Das gab ein Fest, ein echtes Volksfest, wie ich noch nie ein ähnliches gesehen. Es ist mir in der That ganz unbegreiflich, wie die Bewohner der großen Städte, wie man in Pesth, ja selbst in Wien, eine derartige Gelegenheit so gleichgiltig hingehen lassen kann, während man sich doch sonst immer so heißhungrig nach Volksfesten geberdet und weite Reisen nicht scheut, um einem Schützenfest beizuwohnen oder sonst einem Belustigungstag des Volkes, das sich nie inniger aufschließt in seiner tiefsten Eigenthümlichkeit, als in den Momenten der Freude und Ungebundenheit. Was ist die Brigittenau, was ist der Prater, was das Nepumukfest in Prag, das Octo-

*) Bei diesem Anlaß will ich eines charakteristischen Vorfalles erwähnen, der sich vor ein Paar Jahren ereignete, als eben die Frage der gemischten Ehen auf das Duzigste ausgefochten ward. In einer Pesther Kirche predigte ein bekannter Kanzelredner just gegen das Sündhafte eines solchen Ehebundes in den heftigsten Ausbrüchen, und verkündete allen jenen, die sich so weit vergäßen, die ewige Verdammniß, als mit einem Male aus der Menge der Zuhörer sich eine laute Stimme erhob, die den Redner mit der Frage unterbrach: „So ist also der Palatinus ein Verdammter?“ Der Erzherzog hat bekanntlich zwei gemischte Ehen geschlossen, nämlich mit einer russischen und mit einer württembergischen Prinzessin.

berfest in München gegen eine Volksfeier, wie ich deren zu Saszbereny Zeuge gewesen! Ueber 1200 Reiter auf den schönsten Pferden mit flatternder Mähne, eingehüllt in ein malerisch frappantes Nationalkleid das zu den Zügen der dunkelfarbigen Gesichter so gut paßt und beinahe ausieht, als sei es mit den straffen Gliedern dieser urkräftigen Männer auf's Innigste verwachsen, bildeten die Festgarde, ritten aber keineswegs in jener polizeilich tristen Ordnung, wie man ähnliche Züge wohl anderswo zu schauen bekommt, sondern tummelten so bunt und prachtvoll auf der Ebene herum, daß man versucht war, diese wilden Schaaren für ein Gewölk zu halten, das vom Sturmwind gepeitscht, in tausend Flocken auseinanderfliehet. Denn die Masse des Volkes selbst, das farbenreiche Gewühl der Weiber und Kinder, in deren kleinen stechenden Augen nicht jene blöde Verwunderung und ängstliche Scheu zu lesen war, welche Kinder bei derglei Anlässen gewöhnlich zeigen, sondern aus denen bereits das Feuer der Theilnahme, die brennende Sehnsucht des Ehrgeizes bligte, der unwillig mit den Füßchen stampft ob des knabenhaften Alters, dem es nicht verstattet ist, sich in die Reihen der Männer zu mischen, und das noch manches Jahr abwarten muß, bevor es sein kann, wie jene. Lasse sich doch Niemand abhalten, Ungarn zu besuchen, das heißt nicht auf dem Dampfschiff, sondern zu Pferd oder im Wagen, von Pesth gegen die Theiß zu, oder nach Stuhlweißenburg und die siebenbürgischen Grenzmarken hin. Der deutsche Reisende wird einen Schatz von poetischen Eindrücken mit fortnehmen und eine Ahnung bekommen vom Duft des orientalischen Lebens. Unbegreiflich fast, wie Lenau's und Beck's Poesieen dem deutschen Publicum noch keine Sehnsucht haben einflößen können nach dem wolkenlosen Himmel, der auf die endlose Ebene herabschaut, nach den Klängen des Tubels und den Melodien der slavischen Sänger!

Die nationalen Reibungen dauern, wie dies auch nicht anders möglich scheint, immer fort und gewinnen täglich an Umfang und Tiefe, wenn auch die ursprüngliche Hefigkeit, das äußere Schäumen und Brausen sich allgemach verliert und einer mehr planmäßigen Kriegführung Platz macht. Die Parteien lernen sich nach und nach als solche achten und streiten mit einander wie gleichberechtigte Mächte, was denn doch schon ein großer Fortschritt politischer Bildung ist und jedenfalls dem rasenden Anfallen alles Gegnerischen vorzuziehen wäre. Daß die andern Volksstämme nünmehr gleichfalls journalistisch vertreten sein sollen, wird ohne Zweifel einen wohlthätigen Einfluß ausüben auf die Stimmungen im Lande, die nachgerade anfangen eine bedrohliche Seite zu gewinnen, da verschluckter Aerger unter allen Umständen am meisten erbittert und zum Neuzerßen reizt; ja auch die Regierung wird dabei eine bessere Stellung gewinnen, indem sie die Parteien sich bekämpfen läßt und ein Justemilieu beobachten kann, das ihr blos nützen, aber nicht schaden kann, indefs sie bisher allzu sehr den Strömungen des

einzig berechtigten Magyarismus blosgestellt war und die einen verlegte, ohne die anderen zu gewinnen; diese Erkenntniß scheint denn auch am meisten mitgewirkt zu haben bei der Concessionirung der deutschen Pesther Zeitung und des slavischen Journals, welches unter Professor Stur's Leitung erscheinen wird. Man kann beinahe mit Gewißheit voraussagen, das slavische Blatt werde seine Aufgabe mit mehr Feuer und Geist auffassen und mit besserem Erfolge zu lösen wissen, als dies von Seite der deutschen Pesther Zeitung geschehen ist. Wir achten jede Ueberzeugung, und nichts erfreut uns mehr, als männliche Consequenz. Wenn Herr Jary, der nebenbei erwähnt, jetzt seine Stelle als Stadtrichter von Pesth niedergelegt hat, um seinen neuen Dienstposten als Rath und Beisitzer des königl. Wechselgerichtes, anzutreten, für gut fand, in die Posaune des Magyarismus zu stoßen und seinen ehelichen deutschen Namen Treter in den ungarisch klingenden Jary zu verwandeln, so haben wir gar nichts dagegen, denn es wäre schlimm, wenn es nicht gestattet wäre, mit den Wölfen zu heulen, obschon er keine Ursache hatte, sich des Namens seiner Voreltern zu schämen, während allenfalls diese jetzt in der Lage wären, sich schämen zu müssen. Wie aber kommt Saul plötzlich unter die Propheten? Mit welchem Recht stellt der Magyarisirte sich an einem schönen Morgen wieder an die Spitze derjenigen, welchen er kurz vorher ein Schnippchen geschlagen und die er für ein Einzengericht verschachtet hatte? O Esau! ich traue deinen patriotisch tönenden Worten nicht, und wenn Du Dich so kriegerisch auf das publicistische Roß wirfst und den Moses spielen möchtest, der dies verstoßene Bürgervolk aus der Wüste in das gelobte Land constitutioneller Berechtigung hinübergeleitet will, so muß ich Dir zurufen: Du bist ein falscher Prophet und schlechter Moses, wir sollen durch das rothe Meer, damit Du die Perlen dabei fischen kannst, und das Quellwasser, das Du aus dem Felsen schlägst, wird kaum einen Anderen laben, als Dich ganz allein! Ohne biblische Figur gesprochen, Herr Jary hat seinen Anführerposten nur auf höheren Befehl übernommen und mit dem Auftrage, aus der städtischen Bevölkerung eine zahme Miliz zu bilden, mit welcher man im Nothfall allerlei Demonstrationen und Scheingefechte ausführen kann. Von einer Emancipation des deutschen Elements ist dabei gar nicht die Rede, nur gedrillt soll das Bürgerpaß werden und eine militärische Parteiorganisation erhalten. Was die publicistischen Leistungen der Zeitung selbst betrifft, so kann man ihr einen gewissen Tact in Behandlung der Tagesfragen nicht absprechen, denn Tact war von jeher die Sache des Herrn Jary. Aber es fehlt an Energie des deutschen Gedankens, an Entschiedenheit des Tons und dem Bewußtsein einer festen, nationalen Parteipexistenz; neben manchen gutgedachten und gutgeschriebenen Artikeln begegnet man einem Wust uninteressanter, schülerhaft stylisirter Correspondenzen aus Abdera, Schilda,

Wurtehuber u. s. w., die einem die Lectüre verlangwellen. Allerdings ist es sehr schwer, in Ungarn für ein deutsches Journal eine Anzahl tüchtiger Mitarbeiter über einheimische Fragen zu bekommen, denn die gerühmte deutsche Intelligenz ist hier zu Lande sehr sparsam gesäet, die Bürgerschaft zumal in dem bodenlosesten Philisterwesen befangen und keines höhern Aufschwungs fähig. Daher die erbärmliche Rolle des Bürgers in Ungarn, dem an Scharfblick des Lebens und politischer Thatkraft oft der lumpigste Sauthier überlegen ist. Der ungarische Bürger geht nicht über seine vier Pfähle hinaus und hat von allen den Dingen, welche in den Comitatsversammlungen verhandelt werden, wenig Begriff. In Ungarn steht die Intelligenz beim Comitatsadel und nicht beim Mittelstand, wie in den meisten übrigen Ländern, und das erklärt Vieles für solche auswärtige Leser, die sich nicht von der Meinung losmachen können, der Comitatsadel poche lediglich auf den Säbel und seine alte Constitution. Während die magyarische Journale, sowohl die conservativen als liberalen, von nah und fern die trefflichsten Einsendungen erhalten, welche ihnen eben die geistige Frische und den politischen Reiz verleihen, der durch nichts Erkünsteltes ersetzt werden kann, und sie diese kostbaren Beiträge von Nichtjournalisten nicht einmal zu honoriren brauchen, steht ein deutsches Blatt einsam und auf seine fixen Mitarbeiter verwiesen da und vermag kaum, durch beträchtliche Geldopfer sich dürftige Nachrichten von Kammerdienern und Thürstehern zu verschaffen. So ist es, und es ist traurig, daß es so ist.

Die magyarische Partei greift in ihren nationalen Kämpfen noch immer mitunter zu sehr schwachvollen Mitteln, wenn es ihr darum zu thun ist, ihre Gegner zu verderben und diese bereits eine Stellung gewonnen haben, die nicht mit Drohungen und Scheltworten zu sprengen ist. Da hat sich denn an der Bergakademie zu Schemnitz, der einzigen im ganzen österreichischen Kaiserstaate, eine slavonische Gesellschaft unter den Studirenden gebildet, welche hauptsächlich aus Böhmen, Mähren, Schlesiern und Slowaken besteht, die ihre Zusammenkünfte hielt, in denen slavische Zeitschriften und die neuesten Erscheinungen der slavischen Literatur gelesen wurden. Ihre Mitglieder umfaßten die Mehrzahl der Akademiker, da die Deutschen, wie überall, so auch hier, indifferent blieben, und die Magyaren nur ein kleines Häuflein bildeten, das sich bios durch Wuth und Verfolgungsgeist auszeichnen konnte. Die Feindschaft zwischen der slavischen und der magyarischen Gesellschaft nahm mit jedem Tage zu und ihre Folgen wurden selbst im gefelligen Leben der Stadt auf die mannigfaltigste Weise sichtbar, bis endlich die Magyaren, die sich überwältigt sahen, zu dem Mittel der Angeberei schritten und bei der Behörde die Anzeige von dem Bestehen eines unerlaubten Vereins unter den slavischen Studenten machten. So sieht sich jetzt das Oberstkammergrafen-

amt, dessen Chef eben gewechselt worden, zu einer Untersuchung veranlaßt, welche unterblieben wäre ohne die Leidenschaftlichkeit feiger Denuncianten, da in dem Wesen der Verbindung durchaus nichts Strafwürdiges liegen soll, und ihr Dasein keineswegs so ganz unbemerkt geblieben war. Doch hofft man von der Humanität und dem aufgeklärten Sinn des von Wien als Oberstkammergrafen hierher versetzten Baron Ritterstein, daß diese unliebame Angelegenheit im Guten beigelegt werden und zu keinen auffälligen Resultaten führen wird.

Willmers, der ausgezeichnete Pianist, war bei uns und hat die glänzendste Aufnahme gefunden, sowohl als Künstler, wie auch als Mensch; er ward in die erlesensten Kreise der hiesigen Gesellschaft gezogen und der Kör, ein Nationalverein, gab ihm ein Festessen. Willmers bezeugte sich dafür dankbar und componirte einige ungarische Volkslieder, die reißend Glück machen. Auch gedenkt er eine Oper zu schreiben, wozu ihm von einem hiesigen deutschen Literaten, Herrn Seidlitz, ein Libretto versprochen wurde.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Die Adresse an Fgstein und Hecker. — Die Censur und der rheinische Beobachter. — Ein Officierdiner. — Das Schußsystem. — Petitionen. — Das Beethovensfest.

Fgstein und Hecker sind hier des Tages Lösung. Wer Cöln vor zehn Jahren gekannt und jetzt die allgemeine Theilnahme gewahrt, welche die Jedem bis dahin unerklärliche Ausweisung der beiden Ehrenmänner hervorgerufen, muß glauben, eine neue Bevölkerung sei in die Mauern der alten Stadt eingezogen. Der alte, feste Freiheitsinn, für den Cölner Bürger so lange gegen Pfaffenmacht und Pfaffenliß gestritten, ist wieder erwacht, nachdem er, seit man Nikolaus Gütlich 1686 auf dem Blutgerüste sterben ließ, weil er die Bürgerrechte gegen die Patrizier-Aristokratie in Schutz nahm und männlich vertheidigte, in einer unbegreiflichen Apathie geschlummert hatte; das tolle Freiheitspiel der Revolution war nur ein flüchtiger Rausch, denn als die Männer der Freiheit ihre Tricolore aufpflanzen, waren heimlich die Fesseln des Volkes schon wieder geschmiedet. Es galt nur, dasselbe nach und nach wieder an dieselben zu gewöhnen. Mit einer wahrhaft kindlichen Nüchternheit ist es anzuschauen, wie alle Classen gleichsam eine religiöse Pflicht darin finden, den beiden Männern ihre Theilnahme zu zollen, mit welcher Pietät die Adresse an dieselben von Tausenden unterzeichnet wurde. Und da wollen gewisse Leute noch an einem Fortschritte der politischen Mündigkeit des deutschen Volkes zweifeln, ihn nicht bemerken, weil er nicht in ihren Kram paßt! — Die Herren J. Dumont, Herausgeber der Cölnischen Zei-

tung, F. Heuser, Kaufmann, Dr. Clasen, Arzt, und wie man behauptet noch zwei unserer Stadträthe sind eben auf dem Wege, um die Adresse im Namen der Unterzeichner zu überbringen. Nirgends ist dieselbe mit einer wärmern und innigern Sympathie unterzeichnet worden, als hier in der Metropole der preussischen Rheinprovinz. Niemand schloß sich da aus, als die Staatsbeamten und einige servile Seelen, die aus Furcht, einem ministeriellen Schoosmopse mißliebzig zu werden, von der Cholera befallen werden könnten.

Von allen Seiten berichtet uns die Cölnische Zeitung, die sich in der ganzen Angelegenheit ehrenwerth benimmt, von Adressen an die beiden Ehrenbürger Deutschlands, über das, was aber unter ihren Augen vorgeht, darf sie nichts mittheilen, nicht eine Silbe berichten — so will es die Censur, die wahrscheinlich nach höherer Instruction verfährt. Ob man in großer Weisheit vielleicht glaubt, es würde die Gesinnung der Bessern Cölns — und das ist, stolz sagen wir's, die Mehrzahl — und ihr Handeln in dieser Sache dem deutschen Lande unbekannt bleiben, weil man den hiesigen Blättern nicht erlaubt, davon zu reden, selbst das Thatsächliche mitzuertheilen? Nein, so beschränkt kann im neunzehnten Jahrhunderte Niemand mehr sein, es sei denn der rheinische Beobachter, der in Allem wenigstens um ein halbes Säculum zu spät kommt und mit seinem Belfern und Schönthun, seinem Weihen und Schnappen nach Luftgebilden bei allen Cölnern, die nicht an gewisse Unfehlbarkeiten glauben, zur eigentlichen komischen Person geworden und zu aller Ergözen, un ci-devant jeune homme, einherstelt. Wir können Mancherlei von unserer Regierung glauben, nach der Ausweisung der badischen Deputirten, der Bürger eines Zollvereinsstaates, aber bei Gott nicht, daß der rheinische Beobachter von ihr bezahlt sei, wie man hier allgemein behauptet, weshalb — das sind die Früchte solcher Verbindungen — ihn auch Niemand liest. Unser ci-devant jeune homme hat gewiß Zuflucht zu seiner Hausapotheke genommen, sich ein Brausepulver applicirt, als er vernahm, daß die preussische Stadt Cöln auch eine Adresse an von Igstein und Dr. Hecker ergehen ließ.

Wie weit der Tact gewisser Leute sich versteigen kann, mag man daraus ersehen, daß der Commandeur unser Landwehrbrigade, Generalmajor de Finance, beim Schlusse der diesjährigen Uebung die Capitains der beiden Bataillons und außerdem von den sechsundzwanzig andern Officieren, die fast alle ehrenwerthe Bürgersöhne sind, nur drei adelige Secondlieutenants zu einem Diner einlud, und zwar sind diese drei adeligen Secondlieutenants gerade die jüngsten, in diesem Jahre zuerst zur Uebung berufenen Offiziere. Wenn die Cölnische Zeitung melde, die Bürger, welche das Offiziercorps unserer Landwehr kennen, würden diese Ehrenbezeugung zu würdigen wissen, so darf der Berichterstatter versichert sein, daß dies geschehen, denn in solchen Dingen

hat der Cölnner ein sehr feines Gefühl und einen demokratischen Stolz, welcher die ohnmächtigen Zuckungen der Aristokratie bemitleidet; er hat da immer einen schlagenden Witz bei der Hand, oft ein wenig derb, aber stets kernkräftig und treffend.

Cöln ist eigentlich keine Fabrikstadt, und dennoch hat hier die Verwerfung des Schutzesystems, das man von allen Seiten so dringend wünschte und das Jeder, der ohne Voreingenommenheit die Lage unsrer Industrie dem Auslande gegenüber prüft, scheinlichst wünschen muß, recht schmerzlichen Eindruck gemacht. Mit einem Nachspruch der Cathedral-Staats-Ökonomen sind, der Himmel weiß, wie viele Hoffnungen betrogen, denn es stimmen in den Wunsch nicht nur unsre Provinzen, nein, alle südlichen Staaten der Zollvereines, und rheinpreussische Meinungen sprach der Württembergische Deputirte Schweichardt aus, als er auf englisches Gold hindeutete. Man kann hier nicht begreifen, wie man dem Auslande gegenüber ein System verwerfen kann, welches das Ausland gegen uns so streng und unbüßsam ausübt und durch dessen Aufrechthaltung des Auslandes Industrie einzig zu der Höhe gelangte, von der aus dieselbe uns, die wir umsonst um Schutz stehen, nach ihren Launen dominirt. Längst sind Gründe, als würden Schutzzölle nur den einzelnen Industriellen begünstigen, das Allgemeine aber bevorzugen, durch die Erfahrung unserer Nachbarstaaten als nicht stichhaltig erwiesen, und Deutschland ist doch wohl jetzt so mündig, daß es Englands Politik nicht mehr zu fürchten hat. Die Schattenseiten des Schutzzollsystems wird der gesunde Sinn des Volkes schon in Deutschland fern zu halten wissen, wo es mit reden darf, wo sein materielles Wohl selbst nicht von den befangenen Ansichten eines Ministers abhängt, der da glaubt, seiner ministeriellen Unfehlbarkeit etwas zu vergeben, wenn er sich eines Bessern belehren und den überzeugenden Gründen der praktischen Erfahrung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie könnte auch der Dünkel der Bücherweisheit, der theoretischen Systematik der Staatsöconomie sich so etwas dem praktischen Empiriker gegenüber vergeben, — und wenn durch dies Festhalten das höhere Gewerbeleben des gesammten Staates allmählig elendiglich dahinstehen mußte?!

Cöln, Aachen, Grefeld, Biersen und alle Fabrikstädte der Provinz haben sich direct an des Königs Majestät gewandt, um von ihm den Gewerben Schutz zu erbitten. Freimüthig und offen sind die Suppliken verfaßt und zu erwarten steht, daß sie ein gnädiges Ohr finden, denn es kann durch das Schutzesystem dem so tiefgesunkenen Wohlstande mancher Provinzen, dem bitteren Elende ihrer arbeitenden Klassen doch ein wenig geholfen werden. —

In unserm benachbarten Bonn ist Alles in größter Thätigkeit zu den Vorbereitungen der großen Feier, welche am 10., 11. und 12. August bei der Enthüllung des Denkmals Beethovens Statt finden

soll. Durch seine Bedeutung muß das Fest ein schönes werden, wie sehr Professorenpedanterie und Eigendünkel auch spuken, um die Entschlüsse des festordnenden Comité nie zu Beschlüssen werden zu lassen. Da es an musicalischen Aufführungen nicht fehlen wird, so ist die wichtige Frage, wer diese leiten soll, noch immer schwebend, und sind bei der Beantwortung dieser Frage so viele Rücksichten zu nehmen, daß das Comité selbst vor Rücksichten nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, da zumal auch der Cassenführer allerlei bedenkliche Aeußerungen gemacht haben soll. Fr. Litz hat aber wahrscheinlich noch spanische Reales y dublones und wird da großmüthig aushelfen, denn er hat ja eine Festcantate componirt, 10,000 Franken zum Denkmale hergegeben und wichtigen Debatten veranlaßt, ob man seinem Wunsche, das Orchester bei Aufführung seiner Cantate zu dirigiren, nachkommen solle oder nicht. Am meisten gespannt sind wir auf des tüchtigen Hähnel's Arbeit — gelungen ist sie — leider, daß der Künstler nichts dabei verdient!

V.

Aus Frankfurt a. M.

Deutschkatholiken. — Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künfte. — Schiedsgerichte durchgefallen. — Pflanzenausstellung. — Dr. Scheve und seine Vorlesungen. — Der „Herwegh der Malerei.“ — Kurfürst von Hessen.

Die Zeitungen haben es wohl gemeldet, daß auch hier, sowie in Hanau, sich eine Gemeinde der Deutschkatholischen gebildet. Die constituirende Versammlung hatte Sonntag den 1. Juni Statt; von den drei- bis vierhundert Anwesenden haben nahe an hundert zur Stelle unterzeichnet, was im Verhältniß zu der im Ganzen geringen Anzahl Katholiken in hiesiger Stadt, so wie in Betracht der Umstände, ein wirklich bedeutender Anfang zu nennen ist. Denn es ist wohl zu merken, daß kein eigentlich einflußreicher Mann an der Spitze steht, und es eine bekannte Sache ist, daß wie überall, so vor Allem hier, in welcher Religion und Confession es sein mag, der große Haufe auf diejenigen sieht, die Gewicht an Ansehen und Geld haben.

Zwar flüstert man sich zu, daß ein reicher Privatmann hiesiger Stadt durch Aussetzung von 10,000 Gulden die erste Veranlassung zur Bildung der deutsch-katholischen Gemeinde gewesen sei, nachdem ein Priester einem seiner Verwandten die Absolution verweigert habe, da derselbe seine Kinder, seinem Versprechen gemäß, habe protestantisch werden lassen; — wie dem nun auch sein mag, die Reichern, die Einflußhabenden stehn nicht an der Spitze, und so kann man die Bildung dieser Gemeinde als aus dem Volke selbst hervorgegangen betrachten. Aber gerade deswegen ist die Zahl von 100 als eine bedeutende anzusehen, denn Entschlossenheit ist im Ganzen kein Charakterzug des Frankfurter's. Man liebt es, Alles so lange gehn zu lassen, als es

einigermaßen möglich ist, und so sollen auch einige angesehene Katholiken, obgleich sie ihrer Gesinnung nach mit den Grundsätzen der neuen Gemeinde übereinstimmen, noch erst abwarten wollen, wohin das Ganze führt, ehe sie sich entschlossen, ihren Beitritt zu bewerkstelligen.

Der berührte Mangel an Entschlossenheit zeigte sich recht auffallend bei einer kürzlichen Generalversammlung der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hilfswissenschaften.“ Es hat diese Gesellschaft, deren Mitgliederzahl nahe an 700 grenzt, nach und nach einen nicht unbedeutenden Einfluß erlangt, und durch ihr tüchtiges Streben, mittelst Errichtung einer Sonntags- und Abendsschule, Einrichtung von Lesesabenden für Gesellen und Lehrburschen, von einer Sparkasse und Ersparnißanstalt für die ärmern Classen, von einer Anstalt zur Beförderung der Sittlichkeit unter den Diensthöten, auf die mittleren und unteren Stände einzuwirken, sowie durch Pflanzen- und Industrieausstellungen zc. zc. die Bedeutung ihres bescheidenen Namens längst überflügelt, und mit Recht könnte sie „Gesellschaft für Bürgerwohl“ oder ähnlich heißen. Doch auch dieser Gesellschaft mangelt es an Entschlossenheit.

Es handelte sich darum, ob die Gesellschaft zur Verhütung manches in der Wurzel leicht zu erstickenden Processes, nach Art des Stuttgarter Buchhändlergerichts oder der französischen Handelsgerichte, ein allgemeines Schiedsgericht für alle Stände, vornehmlich für Gewerbetreibende, einführen solle oder nicht. Eine zu diesem Zwecke besonders niedergesetzte Commission hatte ein Jahr lang darüber berathen und respective gestritten. Endlich erschienen zwei einander widersprechende Berichte, der eine von der Majorität, der andere von der Minorität unterzeichnet, und der Tag der Berathung ward festgesetzt. Von der ganzen Zahl der Mitglieder sollen kaum einige und zwanzig erschienen sein. Von den Anwesenden wurde die Discussion lebhaft geführt, aber wie Vieles sich auch für die Wohlthätigkeit einer solchen Anstalt, wo die streitenden Parteien aus einer festgesetzten Zahl geachteter Männer sich ihre Richter selbst wählen könnten, unter denen natürlich immer wenigstens ein Rechtsgelehrter (woran Frankfurt ja keinen Mangel besitzet) sein müsse, sagen ließ, — die Gegner des Vorschlags trugen den Sieg davon. Und wodurch? Vornehmlich durch die Gründe: das Bedürfniß habe sich noch nicht gezeigt, sonst würden Privatpersonen schon auf den Gedanken gekommen sein, selbst solche Schiedsgerichte sich zu erwählen, — außerdem würden Privatpersonen, die über rechtliche Sachen entscheiden wollten, (dieser Grund soll von einem Rechtsgelehrten angeführt worden sein) sich lächerlich machen, — dann seien die Berichte unserer Stadt in solchem Zustande, daß solche Schiedsgerichte durchaus nicht nöthig seien (?). Da die Sache vielfach besprochen wurde, so kann ich mit Gewißheit versichern, daß erheblichere Gründe nicht angeführt wurden, und doch scheiterte die ganze

Unternehmung an diesen Einwürfen. Es war einfach Mangel an Entschlossenheit und Muth, die Zaghaftigkeit, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu unternehmen, die Bequemlichkeit, im alten Schlendrian fortzugehen, was diesen im Ganzen gewiß löblichen Bestrebungen der Minorität jener Versammlung sich entgegensetzte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Ausführung der erwähnten Idee auf mancherlei Hindernisse gestoßen wäre, — aber es handelte sich noch nicht einmal von einer directen Einführung, sondern es hieß bloß, ob die Gesellschaft sich noch weiter mit dem Projecte beschäftigen sollte, und selbst dieses wurde, in Aussicht auf einige Schwierigkeiten, verworfen. — Die diesjährige Pflanzenausstellung, die ebenfalls von der erwähnten Gesellschaften veranstaltet wurde, kann als eine mißglückte betrachtet werden; nicht daß es an schönen und seltenen Pflanzen gefehlt hätte, aber eines Theils war das Local auf der Mainlust unglücklich gewählt, indem die in dem verhältnißmäßig kleinen Saale auf einander gehäuften Pflanzen theils wegen dieser Ueberinanehäufung nicht gehörig in Augenschein genommen werden konnten, theils auch die mangelhafte Erleuchtung ein aufmerksames Betrachten unmöglich machte; auf der andern Seite war das Wetter an den bestimmten Tagen zu ungünstig und der Ort der Ausstellung von dem Mittelpunkte der Stadt zu sehr entfernt, als daß mit Ausnahme des letzten Tages, eines Sonntags, der Zubrang hätte bedeutend sein können.

Um nun auch etwas Anzuerkennendes von der genannten Gesellschaft in Erwähnung zu bringen und nicht den Schein der Gehässigkeit auf uns zu laden, stehen wir nicht an, die Bereitwilligkeit, mit welcher dieselbe ihr Local dem Herrn Dr. Scheve zum Behufe seiner phrenologischen Vorlesungen überließ, lobend anzuführen.

Man sagt, die naturforschende Gesellschaft, in deren Gebiet die Phrenologie doch recht eigentlich einschlägt, habe Schwierigkeiten gemacht; Bestimmtes ist darüber nicht bekannt geworden, genug Dr. Scheve hält seine Vorlesungen über jene interessante Wissenschaft in dem VersammlungsSaale der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste,“ und wie es scheint mit eher steigendem als abnehmendem Beifalle. Wenn auch die Darstellung sowohl als der Vortrag jenes Glanzes entbehren, den französische Gelehrte solchen für ein gemischtes Publicum bestimmten Vorlesungen zu geben wissen und wodurch das Interesse bedeutend gesteigert werden würde, so hat doch diese ruhige und klare Darlegung auch ihre Vorzüge. In der jetzt beinahe beendigten ersten Abtheilung derselben, behandelt Herr Dr. Scheve, fast ganz abgesehen von der äußern Erscheinung derselben am menschlichen Kopfe, die einzelnen Seelenthätigkeiten der Menschen und Thiere, wobei es an interessanten Bemerkungen und Vergleichen nicht fehlt.

Das Publicum ist gewählt, und vornehmlich zeigen die Damen eine unermüdete und beharrliche Theilnahme. Dr. Scheve, der schon

in Carlsruhe viel Anklang gefunden mit seinen Vorträgen, wird die Kunde durch Deutschland machen und wohl in allen größern Städten sein Publicum finden.

Gehen wir auf die Kunst über. In Beziehung auf Theater und Concerte ist zum Glück für Leser und Referenten nichts zu sagen. Im Stäbelschen Kunstinstitute ist „der vom Blitz erschlagene Schäfer“ von Professor Becker wieder angekommen, nachdem das Bild eine längere Reise durch Deutschland gemacht. Praktische Auffassung und technische Ausführung sind gleich schön an diesem Bilde; die herbeigelauften Landleute, unter ihnen die verzweifelte Gattin, die ängstlich blöckenden Schafe, der vorsichtig sich nähernde Hund, am Himmel das abziehende Gewitter über dem düstern Walde im Gegensatz zu dem (vielleicht etwas zu hell) leuchtenden Feuer des brennenden Baumes, auf der Seite die ferne von der hervorbrechenden Sonne beleuchtete Wiese, von woher die Mäher dem Orte des Unglücks zufliehen — Alles das bildet bei der meisterhaften Ausführung ein gar ergreifendes Bild, und Jedermann läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren.

Die Gemälde eines andern Malers gaben wenigstens ebenso viel zu reden. Der junge Mann heißt Firmenich. Er hatte ein Gemälde in den eclatantesten Farben ausgestellt, um welches die Menge sich begierig drängte. Die Kunstverständigen rümpften die Nase; die Dilettanten äußerten nach kurzem Beschauen: „Das ist mir zu rund,“ und gingen weiter; Andere sollen in Enthusiasmus gerathen sein. Stellen Sie sich eins jener sächsischen Theeservicebretter mit den unnatürlichen Bäumen, mit ellenlangen Blättern, mit einigen abgebildeten nürnbergischen Puppen als Staffage, Alles im grellsten Contraste von Licht und Schatten vor, so haben Sie eine deutliche Vorstellung von diesem sogenannten Kunstwerke des sich selbst den Herwegh der Malerei nennenden Künstlers. Was der junge Mann mit jener Benennung will, ist um so weniger zu begreifen, als er, wie man sagt, unter dem Protectorate des hier lebenden Kurfürsten von Hessen steht. Will er wie Herwegh mit der Poesie, so mit der Malerei politische Zwecke verbinden, so mag er sich vor seinem erlauchtem Protector in Acht nehmen. Mit einem Worte, die nur ganz kurze Zeit ausgestellten Gemälde sowohl, als der darüber entstandene Streit in hiesigen Localblättern dienten zur Belustigung des Publicums und machten viel von sich reden.

Ich habe eben den Kurfürsten von Hessen erwähnt, welcher unsere freie Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, daß ein Kurfürst eine freie Stadt bewohnt, denn derselbe kann ziemlich sicher sein, daß sein Auge nicht durch den Anblick von zu vieler Freiheit beleidigt wird. Die Freien sind hier wie anderwärts diejenigen, die Geldeinfluß haben, und wenn unsere Bürger auf ihre Freiheit stolz sind, so wissen sie recht wohl, daß die

fremden Gesandten, Secretäre und Attaché's, genug Alle, die bei dem Bundestage auf irgend eine Weise accreditirt und beschäftigt sind, mehr Recht haben, als sie, die Bürger, selbst. Geduldig springt der Bürger zur Seite, wenn der Wagen eines jener Herrn über das Trottoir rasselte, welches doch in der eigentlich deutschen Uebersetzung Bürgersteig heißt, — Alles was zum Bundestag gehört zahlt keinerlei Abgaben ic. So mag auch der Kurfürst von Hessen sich ganz wohl unter uns befinden, da er von den freien Bürgern auf keine Weise beschränkt wird und man, wie natürlich, sich freut, ihn als Ehrenbürger unter uns aufgenommen zu sehen. Er hat einige schöne Häuser in der schönsten Lage gekauft und dieselben mit großen Kosten wahrhaft fürstlich einrichten lassen.

Leo Utt.

VI.

Aus Brüssel.

Auflösung der Union der Katholiken und Liberalen. — Rheinland und Belgien. — Die Presse. — Freiligrath und das Frankfurter Journal. — Bornstedt. — Nothomb nach Berlin.

Von den Wahlen spricht heute noch alle Welt. Die vier größten Städte, Brüssel, Antwerpen, Lüttich und Gent haben sich für den Liberalismus erklärt; freilich werden die Sieger dafür von den Besiegten, die doch selbst liberal sein wolten, ultraliberal genannt. Aber so viel steht fest, daß die Allianz zwischen den Moderirten und den Ultrakatholiken gesprengt ist. Nothomb hat kein Heil in dieser Allianz gefunden, und während die Concessionen, die er den Hierarchen machte, ihm einen großen Theil seiner Popularität raubten, suchen die Kirchlichen sich jetzt aus der Affaire zu ziehen und die Schuld der Niederlage rein auf die Moderados zu schieben; diese, heißt es, hätten ja lauter liberale oder halbliberale Candidaten auf die Liste gesetzt, und da sei es kein Wunder, daß sie das Volk verworfen. Nothomb wird von nun an keine schlimmern Feinde haben, als die „Galotins“ und selbst keiner Partei feindlicher sein, als ihnen; denn beide Theile dieser Allianz werfen einander mit Recht Mangel an Aufrichtigkeit vor.

Der Katholicismus hat übrigens hier weniger auf sich, als in Sachsen und Preußen der Protestantismus. Man spürt ihn gar nicht, weil eben der Liberalismus in einem so freien Lande allmählig über die Pfaffen siegen muß. Eine Allianz zwischen Liberalen und Jesuiten, wie am Rhein, ist nur möglich bei einer absoluten Regierung, war hier auch nur gegen Holland zu Stande gekommen. Jetzt haben diese Zeiten aufgehört. Uebrigens finde ich selbst in dem katholischen Journal de Bruxelles keine Spur von dem theologischen Pech, von dem crassen Weihrauchdampf und den polemischen Flüchen der ultramontanen Blätter in Deutschland. Sehr kleinlaut ist der Katho-

sticismus hier, wenn ich ihn mit dem in Cöln, Coblenz und Luxemburg vergleiche. Die Paar Intriguen, die er sich bei den Wahlen erlaubt hat, werden ihm durch blutige Caricaturen vergolten, die noch jetzt vor allen Kunstläden, in allen Estaminets und Cabarets, zur Augenweide des Volkes, hängen. Kein katholisches Blatt wagt es, eine Sprache zu führen gegen seine Gegner, wie etwa der Mephistopheles gegen die Jesuiten und ihre Organe. Wie viel Untersuchungen, Verhaftungen, Criminalklagen und Christenthumgefährdungen würde eine einzige Spalte des Mephistopheles in Deutschland zur Folge haben! Wie viel Windmühlengelapper, wie viel Denunciantengezisch würde in der großen Krähwinkelconföderation ein einziger Artikel des Mephistopheles hervorrufen! Welche Declamationen der Doctrinaires über die Gefahren der Presse, Welch ein Sichbekreuzen der alten Weiber in Berlin und Augsburg, Welch ein eifriges Bethuern der Liberalen, daß sie diese Gesinnungen durchaus nicht theilen, gäbe es da! Hier von alle dem nichts. Man läßt dem Mephistopheles seine Brander, seine Pechkränze, seine glühenden Bomben verwerfen: kein Strohhalm brennt davon an. Man liest das Ding, trinkt sein Zuckerwasser oder seinen Kaffee dazu, lacht und geht ruhig fort, so ruhig, wie nur ein Deutscher aus Westphalen oder Mecklenburg sein kann. Brüssel ist ruhiger, als Leipzig, als Berlin, als München. Sieht man hier das Leben und Treiben, so sollte man meinen, hier herrsche die strengste Censur, die unerbittlichste Polizei; so artig so ordnungsliebend ist man bei der größten Lebendigkeit — und doch, die Polizei ist wachsam, aber sie geniet Niemanden. Selbst Freiligrath, Preußens Schrecken, wie es scheint, hätte sein Lebtag in Belgien bleiben können und das ganze Gerücht von seiner beabsichtigten Verhaftung sieht aus, als hätte es ein Berliner Constitutionsflucher erfunden.*)

Sie werden in den letzten Monaten ungewöhnlich viel Correspondenzartikel von hier und aus Antwerpen in deutschen Zeitungen bemerkt haben, namentlich im Rheinischen Beobachter und in der Carlshofer Zeitung. Sie rühren alle von dem beweglichen und gewandten Adalbert von Bornstedt her, der sich hier halb und halb häuslich niedergelassen hat.

*) Nicht doch! Das Frankfurter Journal hat die Ehre, diese höchst authentische Nachricht zuerst gebracht zu haben. Es geht doch nichts über die wohlunterrichteten Correspondenten unserer „großen“ Journale. Wenn eins blödt, blöden die andern ihm nach. Alle großen Zeitungen haben die Freiligrathsgeschichte dem Frankfurter Journal nachgedruckt, obgleich der Correspondent desselben sagte, ein reisender Kaufmannsdienner habe ihm gesagt, daß in Brüssel ein Hausknecht ihm gesagt, ein Polizeidiener wäre im Hause gewesen und habe gesagt u. s. w. Wir haben schon damals die Unwahrscheinlichkeit dieser angeblichen Ausweisung nachgewiesen, aber die Grenzboten sind nur ein kleines Journal, das vor den Moniteurs mit Ehrfurcht reden müßte.

D. Red.

Nothomb, dessen Austritt aus dem Ministerium Sie gewiß aus den Zeitungen bereits erfahren haben, wird aller Wahrscheinlichkeit nach Berlin als Gesandter gehen, da er dort wegen der Zollverhandlungen sehr freundliche Auspicien hat. Ueberdieß ist Nothomb, trotz seiner Ministerarbeiten, von Profession ein Gelehrter und sehnt sich nach literarischem Boden. Bekanntlich ist dieser Staatsmann im deutschen Luxemburg geboren und da die berühmte deutsche Einheit auf wenig mehr als auf Spracheinheit beruht, so ist Nothomb de jure als Deutscher zu betrachten. Leider ist er es de facto eben so wenig, wie die Elssasser, die in der französischen Kammer sitzen, oder wie Cancrin und Brunow, welche die russische Politik leiten. Deutschland hat großes Malheur mit seinen unlegitimen Söhnen. —

VII.

N o t i z e n.

Der Subscribentenpreffer. — Bilder ohne Rahmen. — Chinesische Nächte. — Dr. André. — Vogel's deutsche Lieder.

— Herr Johann Baptist Rousseau, nicht der ehemalige französische Dendichter, sondern der gegenwärtige preussische Hofrath und glorreichstbekannte Recensent der Preussischen Allgemeinen gibt seine gesammelten Gedichte und Schriften auf Subscription heraus. Matrosen werden in Deutschland, Gott sei Dank! nicht mehr gepreßt, Subscribenten aber unterliegen noch der alten Barbarei. Der Herr allgemein bekannte Hofrath läßt seine Subscriptionslisten an alle Künstler und Capellmeister im lieben Deutschland senden, welche die Aussicht haben, einer Recension in der Allgemeinen Preussischen zu verfallen; und es gibt der Furchtsamen im Lande genug, die mit ein Paar Thalern auf eine künftige Recension sich pränumeriren. Ob das Mittel des Herrn Hofrath wohl coursfähig ist? Die Würde der Literatur — pah! aber die Würde eines Hoftitels zu compromittiren, sollte sich ein allgemeiner preussischer Patriot doch sehr bedenken.

— Die diesjährige Wiener Kunstausstellung war über alle Maassen unbedeutend; die Einheimischen lieferten fast nur Schafel, und Auswärtige lieferten fast gar nichts. Wir haben unlängst einen ausgezeichneten deutschen Maler gefragt, wie es käme, daß fremde Künstler so wenig Bilder nach Wien schicken, da sie doch bei den reichen Particuliers der Kaiserstadt entschieden auf Absatz rechnen könnten. Unter andern Gründen, womit uns diese Frage beantwortet wurde, war auch der sonderbare Grund, daß der Rahmen eines Bildes einem unverhältnißmäßig hohen Zoll beim Eingang in Oesterreich unterliegt. Es dort erst einrahmen zu lassen, ist für Jedermann, der nicht dort einen intimen Bekannten hat, nicht gut möglich. Sollte hier nicht

ein Irrthum vorwalten? Es wäre der Mühe werth, daß das leitende Comité in Wien darüber Aufschlüsse gäbe.

— Im Kroll'schen Etablissement in Berlin sollte die vornehme Welt für einen halben Thaler eine „chinesische Nacht“ zu sehen bekommen. Damit aber die arme thalerlose Welt nicht die Privilegien der bethälerten genießen könne und einen unberufenen unbezahlten Blick in das aristokratische China hineinwerfe, wurde eine chinesische Mauer aus Brettern rings um das Kroll'sche Etablissement gezogen, um so das heilige Reich der Mitte von den gemeinen Tartarenstämmen abzusondern. Aber das Berliner Volk schrie: „Bekommen wir nicht Tag aus Tag ein Chinesisches zu Gesichte, müssen wir nicht sogar selbst in d. n. abgeschmacktesten Chinoiserien unsere Rolle mitspielen, und nun ihr einmal ein amufantes China produziren wollt, schließt Ihr uns aus?“ — Und mit diesen Worten begann man die Bretter einzuschlagen, die Umzäunung zu demoliren. Aber das Auge des Herrn wachte über China: Gensdarmen und Militär hieben auf die Tartaren ein, und führten eine Reihe von Gefangenen triumphirend aus der Schlacht. Gott schütze China! Gott schütze die heilige Stadt der Intelligenz, welche die zwei großen Kategorien eingeführt hat: Corso und Schnapsladen. Wer nicht in die eine paßt, gehört in die andere; wer in keine von beiden will, der kommt in Arrest? — Hätten wir etwa das Eigenthum eines Privaten nicht schützen sollen vor der Noheit des Pöbels? — Gewiß! Aber warum zwingt Ihr den Pöbel, roh zu sein? Warum erbittert Ihr ihn ohne Noth? Warum wird nur egoistisch für die Freuden der höhern Stände gesorgt? Ihr pflegt doch Oesterreich so gerne das deutsche China zu nennen. So geht einmal nach Wien und seht Euch dort „chinesische Nächte“ an. Wer je in der Donaustadt gewesen, der vergißt schwerlich nicht die scharmanten Nachtfeste, die während des ganzen Sommers, unter dem Zusammenströmen von vielen Tausenden, im Augarten, auf dem Wasserglacié, beim Speel u. s. w. unter Leitung Strauß's und Lanner's stattfinden. Bei allen diesen Luftbarkeiten fällt es Niemanden ein, eine chinesische Mauer aufziehen zu lassen. Die Eintrittspreise sind stets so niedrig gestellt, daß der Kleinbürger und Handwerker eben so gut Theil daran nehmen kann, wie der Fürst Esterhazy. Darum findet sich auch Groß und Klein ein, und während die Mandarinengesellschaft in Kroll's Etablissement's einander vor Langweile angähnt, die Damen Strümpfe stricken und die Herren bei Grog und Weißbier sitzen, wogt in Wien ein bewegtes Volksleben in hundertfachen Gruppen, Charakteren, Ständen und Trachten durcheinander, die sich gegenseitig gerade durch ihre Verschiedenheit ergözen und interessiren. Weil der Reiche nicht die Nase hoch trägt, ist der Niedere nicht erbittert, und so tritt jene warme Behaglichkeit ein, die allen diesen Festen eine stete Fortpflanzung sichert. Es ist charakteristisch, daß auf dem Wasserglacié, im Volks-

garten das zahlende Publicum von dem nichtzahlenden nur durch eine Schnur getrennt ist und der Allerärmste einen guten Theil der Unterhaltung mit genießt. Wenn man in Berlin statt Corfovereine lieber Vereine zur Beförderung der Volksfreuden errichten würde, so könnte man einige Schock roher Gensdarmen und pietistischer Nachmittagsprediger ersparen.

— Wir ersehen aus einem Privatbriefe, der uns von Mainz zukommt, daß Dr. Carl André gegenwärtig dort verweilt. Wie es scheint, wird er demnächst keine Redaction einer politischen Zeitung übernehmen, sondern einen längst gehegten Vorsatz ausführen und sich in Wiesbaden niederlassen, um historischen und ethnographischen Studien obzuliegen.

— Der rastlose österreichische Lyriker Johann Nepom. Vogel hat schon wieder eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und zwar unter dem Titel „Deutsche Lieder“ (Jena, bei Mauke, 1845). Es ist immer eine mißliche Sache, zweien Herren zugleich dienen zu wollen, mit der Censur, oder vielmehr mit der Polizei gute Freundschaft zu halten und zugleich dem Begehren der Zeit zu genügen. Johann N. Vogel versuchte das, und es mißlang; zwar fand er einen scheinbar guten Ausweg, indem er die alte Leier à la 1813 anstimmte und sich in eine Begeisterung versetzte, die bereits officiell geworden ist, aber eben dieser Umstand hängt seinen deutschen Liedern einen ungeheuren Popf an, und der Dichter erscheint in einem Costüm, das bereits zu Rococo geworden ist; man muß unwillkürlich über ihn lächeln, wie über jene Ueberreste aus der sogenannten guten alten Zeit, die uns noch manches Mal mit gepudertem Haar und herabhängendem Popfe begegnen. Doch wollen wir Johann N. Vogel, dem talentvollen Balladendichter nicht Unrecht thun, es war vielleicht nicht Berechnung, die ihn in der alten, aus der Mode gekommenen Maske erscheinen läßt, vielleicht hält er sie als guter Altösterreicher noch immer für eine Tracht vom modernsten Schnitt. Man weiß ja, wie lange Zeit die Moden des deutschen Geistes brauchen, um bis nach Wien vorzudringen, viel schneller breiten sich die lebenslustigen, frischen Tanzmelodien von Strauß und Lanner über die deutschen Gaue aus. Eben so wird Johann N. Vogel mit seinen frischen Balladen und lebenslustigen Weinliedern leichter in Deutschland Eroberungen machen, als mit seinen „Deutschen Liedern“ à la Arndt und Schenkendorf. Der Hauptfehler bei diesen Gedichten ist, daß der Dichter die Zeit nicht durch den jüngern Januskopf des deutschen Auslandes, sondern durch den alten graubemoosten Oesterreichs betrachtete.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.